



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gneisenau in den Jahren 1815 bis 1831 : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

regungen erhalten, und hoffentlich wird der vom Standpunkte der jüdisch-berlinischen Kritik bis jetzt geübte Spott vor der gerechten Anerkennung des genialen Unternehmungsgeistes und der patriotischen Liberalität Dr. Schliemanns verstummen.



Gneisenau in den Jahren 1815 bis 1831.

(Schluß.)



neisenaus Aufenthalt in dem trauten Erdmannsdorf war nicht ungestört. Erst im Jahre 1825 konnte der General die ihm nach den Befreiungskriegen zugefallene Dotation Sommerschenburg in Besitz nehmen. Der Zustand der neuen Besitzung, die in längerer Verpachtung verwahrlost war, erforderte seine ganze Arbeitskraft, gab ihm aber wenigstens dafür die erfrischende Freude des Schaffens. Sein für Naturschönheiten tief empfängliches Gemüth schwelgte im Anschauen der entzückenden Landschaft, die der Blick von dem hochgelegnen Schlosse umfaßte, und als seine wirthschaftlichen Pläne guten Fortgang nahmen, fühlte er sich geradezu wie verjüngt. Umso mehr mußte er es bedauern, daß ein Amt ihn jetzt wieder einen großen Theil des Jahres an die Hauptstadt des Landes band.

Am 8. März 1817 hatte ihm der Staatskanzler Fürst Hardenberg mitgetheilt, daß ihn der König zum Mitgliede des Staatsrathes ernannt habe. Gneisenau konnte die ihm zuge dachte Ehre nicht ausschlagen. „Als ich meine Entlassung begehrte,“ schreibt er an Clauswitz von Berlin aus (6. April 1817), „dachte ich nicht lange mehr zu leben und wollte mit meinen Kindern den Rest meiner Tage verbringen. Wie es weiter kam, wissen Sie. Nun rechnete ich darauf, daß meiner nicht ferner gedacht werden würde. Ich war so glücklich mit meinen Kindern! Jetzt ruft man mich, und ich kann nicht verweigern zu kommen. All das verächtliche Gerede von meiner der Regierung feindseligen, mißvergnügten Stimmung würde neuen Schwung erhalten haben. Dem wollte ich mich ferner nicht preisgeben und somit gehorchte ich.“ Wirklich betheiligte sich Gneisenau bis zu seinem Tode mit Eifer an den Berathungen des Staatsrathes. In zwei ständigen Ausschüssen der Versammlung, dem für auswärtige und dem für militärische Angelegenheiten, führte er sogar den Vorsitz, und wenn auch gerade seine

Persönlichkeit noch im Jahre 1825 das Mißtrauen des österreichischen Cabinets erregen konnte, so sind doch, wie es scheint, diese Ausschüsse zu einer wirklichen Thätigkeit nicht berufen worden.

Da Gneisenau durch die Sitzungen des Staatsrathes ohnehin der ländlichen Ruhe entrißen war und mit der wiederkehrenden Gesundheit auch frische Lebenslust wieder in ihm erwachte, so bewarb er sich um die Stellung als Gouverneur von Berlin. Er erhielt dieselbe im Jahre 1818, beantragte aber bereits 1820, als der Staat in große finanzielle Bedrängniß gerieth, daß die Stellung als eine bloß repräsentative eingehe. Der König nahm sein Anerbieten an, befahl aber, daß Gneisenau die Wohnung und den Titel eines Gouverneurs beibehalte. Er blieb daher nominell Gouverneur von Berlin bis zu seinem Tode und lebte abwechselnd hier und in Erdmannsdorf. Der Aufenthalt in Berlin wurde ihm dadurch angenehmer, daß Clausen hierher versetzt wurde und auch mit andern Freunden in der großen Stadt der Verkehr leichter unterhalten werden konnte. Am Hofe wurde er mit großer Aufmerksamkeit behandelt, und als König Friedrich Wilhelm sich mit der Gräfin Dillon vermählen wollte, wurde neben Schön, als dem Vertreter der Civilbeamten, Gneisenau, als der Vertreter des Heeres, um sein Gutachten gebeten. Er gab, wie er Clausen (29. Sept. 1817) mittheilte, ein verneinendes Votum ab, und die beabsichtigte Vermählung unterblieb. Im Jahre 1819 wurde Gneisenau zum Präses der Ober-Militär-Examinations-Commission und am 18. Juni 1825, dem Jahrestage von Belle-Alliance, zum Generalfeldmarschall ernannt.

In einer Stellung, wie sie Gneisenau seit seinem Eintritt in den Staatsrath einnahm, mußte er natürlich den verschiedensten Fragen der Politik, die damals den Staat in Athem erhielten, nahetreten, und seine Briefe aus jener Zeit mußten seine Theilnahme darthun. Doch mit Recht macht der Herausgeber darauf aufmerksam, daß auf diese Briefe nicht allzuviel Werth zu legen sei. „Gneisenau sagt öfter von sich selber, daß die Dialektik seine Sache nicht sei. Er ist durchaus nur der Mann der That, nicht der Theorie; selbst in der Heerführung gehen seine Pläne in der Regel nicht über das zunächstliegende praktische Ziel hinaus; selten finden wir eine Vorherüberlegung für die verschiednen eventuellen Fälle; erst im Moment des Handelns übersieht er die Situation, setzt sich das Ziel und wählt die Mittel. Wo Gneisenau einmal auf eine rein theoretische Auseinandersetzung sich einläßt, wird man ihn nicht immer auf der Höhe seines Geistes finden.“ In der preussischen Verfassungsangelegenheit gehört er weder zur Feudalpartei, deren Unfähigkeit er genügend kennen gelernt hatte, noch zur demokratischen, die in ihrer antigouvernementalen Richtung Staat und Gesellschaft umzustürzen drohte; „so war ihm der liberale Aristokratismus mehr

ein praktischer Mittelweg, als ein selbständiges, eigenberechtigtes Ideal wie etwa bei Stein."

Nicht anders zeigt sich Gneisenaus Charakter in der Frage der deutschen Einheit. Gehörte er auch der deutsch-nationalen Richtung an, so beschäftigte er sich doch nie mit der Frage der deutschen Einigung, weil sie nie in das Stadium einer großen praktischen Entscheidung trat, und wenn er in der preussischen Verfassungsfrage einen Mittelweg einzunehmen suchte, so ist er in der deutschen Frage, die der Praxis noch ferner lag, geradezu indifferent geblieben.

Daß Gneisenaus Briefe eine pessimistische Auffassung der damaligen Lage des Staates zeigen, darf uns nicht wundern. Erst nach Ablauf einer sehr langen Zeit trat es allmählich zu Tage, daß die preussische Regierung den ungemeinen Schwierigkeiten gegenüber, die es zu bewältigen galt, damals im großen und ganzen den richtigen Weg gegangen ist. „Die Sachen hier,“ schreibt er an Clausewitz (Berlin, 7. April 1817), „liegen in einer tiefen Verderbtheit; die Administration ist höchst schlecht, obgleich meist redliche Menschen darinnen sind. Um fünfzig Procent wohlfeiler könnte man sie doppelt so gut haben. Stellen sind in Menge geschaffen worden, um Familien sich zu verbinden.“ Und in dem Briefe an Gröben (Berlin, 18. Dec. 1818) heißt es: „Unser Zustand ist nicht erfreulich. Die Finanzen sind nicht geordnet, die Civilverwaltung ist so verwickelt, so überladen und kostbar, daß die Geschäfte erlahmen, und die Kräfte des Staates in unnützer Schreiberei aufgezehrt werden.“

Man hoffte auf eine allgemeine Besserung durch eine Verfassung. Aber „mit der Verfassung,“ liest man in dem Briefe an Clausewitz (Erdmannsdorf, den 29. Sept. 1817) „ist es nicht einem Einzigen im Ministerio Ernst. Verheißt man, hinhalten, selbst täuschen, um Zeit zu gewinnen. Man fühlt wohl, daß die Verständigen und Tüchtigen in der Nation eine gerechte Form verlangen, unter welcher sie beherrscht sein wollen, und daß man der unzähligen unausgeführten und halb wieder aufgehobenen Ministerial-Verfügungen endlich überdrüssig ist und eine öffentliche Berathung über Gesetzesvorschläge verlangt, allein man hat weder den Muth solche zuzugestehen noch solche zu verweigern.“ Am ausführlichsten spricht sich der General in einem Briefe an die Prinzessin Luise (Berlin, den 20. Nov. 1819) über die Verfassung aus. „Meine Hauptgrundsätze hierüber sind, daß eine Konstitution durchaus nur vom König als ein Gnadengeschenk ausgehen müsse; daß eine Civilliste nicht stattfinden dürfe, sondern der König seine Domänen als ein Privat-Eigenthum behalten müsse, woraus er zu den Staatsbedürfnissen so viel als ihm genehm sei beitragen könne; daß die Reichsstände nur aus den Provinzialständen gewählt werden können, und zwar aus den verschiedenen Ständen der Gesellschaft und nicht aus

der Gesamtmasse der Nation, wodurch hauptsächlich nur unpraktische Gelehrte und unruhige Advokaten u. in die Versammlung kommen würden; daß ferner, bei aller Freiheit der Berathung dennoch dem König und seinen Ministern so viel Macht verbleiben müsse, um den Staat, bei seiner gefährlichen Stellung zwischen den großen Mächten, in achtbarer Stellung gegen das Ausland zu erhalten und ferner zu entwickeln, denn wir in Preußen würden, bei einer so demokratischen, stürmischen und gefährvollen Konstitution wie die englische wahrscheinlich zu Grunde gehen.“

Als gegen die dreißiger Jahre hin revolutionäre Bewegungen fast alle Staaten Europas durchzuckten, wurde sein Mißtrauen gegen den Liberalismus immer größer. Hart urtheilt er über die Revolutionen in Spanien, Neapel und Belgien und tadelt natürlich auch alle Wühlereien in Deutschland. Auch die Uebertreibungen im Turnwesen wollten ihm wenig gefallen. „Das Turnwesen,“ schreibt er, „hat zu meinem Leidwesen sein Wesen etwas zu weit getrieben. Gleichsam als ob Alles nur vorhanden wäre, um dem Turnwesen zu dienen. So ist aber diese Classe von Leuten. In steten Uebertreibungen ver= schmähnen sie das Erreichbare, um dem Phantastischen nachzujagen.“

In den letzten Jahren seines Lebens zog sich Gneisenau, ungehalten über die unerquicklichen politischen Kämpfe und die Art, wie auch sein Name oft darin genannt wurde, fast ganz von der Politik zurück. „Ich will mich,“ heißt es in dem Briefe an Gibsone (Berlin, 25. Febr. 1820), „auf meine Berufsfragen, das heißt: die militärischen, beschränken, und die politischen nur insoweit in das Auge fassen, als es meine Stellung im Staatsrath gebietet. Im steten Widerspruch, sowohl mit der Kampzischen Partei als der der sogenannten hiesigen Liberalen mich befindend, bin ich es überdrüssig, mich stets in Discussionen gezogen und genannt zu sehen, meine Ansichten verstümmeln, in meine Reden eine andere Auslegung bringen zu lassen, und mir Absichten und Pläne unterlegen zu lassen, die meinen Neigungen und Ueberzeugungen fremd sind. Somit ist mein Wunsch, unberührt von den Streitigkeiten des Tages zu bleiben, wohl sehr begründet, um so mehr, da der Streit beiderseits mit unredlichen Waffen geführt wird.“

Wir können diese Darstellung von dem Verhältniß Gneisenaus zu den wichtigsten politischen Fragen jener Zeit nicht schließen, ohne der Bemerkungen zu gedenken, die der General über einige Zeitgenossen machte, und die zwar selbstverständlich nicht als endgiltige Urtheile aufzufassen sind, aber um ihres Urhebers willen doch Beachtung verdienen.

Von Alexander I. sagt er (An Gibsone, 1818, S. 311): „Er ist ein arglistiger Fürst, sucht zu täuschen und seine Rede ist nichts weiter als eine Coquetterie

mit den liberalen Ideen in Europa.“ Ueber Stein schreibt er, als die Rede davon war, daß er wieder in das Ministerium eintreten werde (An Clausewitz, Berlin, 23. Decbr. 1817): „Zu Herrn von Steins Wieder-Einführung in das Ministerium ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden. Die Ungleichheit seines Charakters, sein Mangel an Menschenkenntniß, die Härte seiner Formen und Ausdrücke, seine zum Theil üblen Wahlen haben die Besseren ebenso sehr von ihm entfernt, als seine rechtschaffene Gesinnung die schlechteren abschreckte.“ Den Staatskanzler Fürsten Hardenberg nennt er (An Clausewitz, Berlin, 6. April 1817) „bei allen den verwegenen, der öffentlichen Meinung hohnsprechenden Thaten seiner Verwaltung“ dennoch einen einzigen Menschen, „mit sehr edelmüthigen Bewegungen, der sich für Großes und Edles begeistern kann, wie keiner unter allen Rätthen des Königs.“ Wenig günstig wird Wilhelm v. Humboldt beurtheilt. Gneisenau rühmt an ihm (An Gruner, Erdmannsdorf, 22. Octbr. 1817) Treue des Gedächtnisses in Aufbewahrung des Ganges der Discussionen und scharfe Dialektik, aber er versagt ihm sein Vertrauen. „Niemand liebt ihn, selbst nicht diejenigen, die an ihn sich halten;“ er tadelt seinen Geiz, und an Stein schreibt er, daß Humboldt Vertrauen, Achtung, Charakter und Muth fehlten. Am wärmsten spricht er sich über den Kronprinzen Friedrich Wilhelm aus. „Der Kronprinz trägt (An Gräfin Reden, Berlin, 9. April 1817) eine herrliche Natur in sich, die höchste Genialität und die glänzendste Reinheit ohne Flecke. Wir anderen Männer, wären wir nicht meist von Anbeginn so verderbt, müßten uns schämen, vor ihm zu stehen. Wunderbare, bei weitem noch nicht genug anerkannte Wirkung der Tugend auf die Verderbtheit, die nur durch Spott einer solchen Ehrfurcht gegen jene sich erwehren kann, denn die Weltleute lachen über diese Reinheit. Dieser junge Fürst, und zwar zehnfach so als Kronprinz, ist eine seltene Erscheinung.“ Aehnlich schreibt er wenige Wochen später (An Clausewitz, 6. Juli 1817): „Der Kronprinz ist reich ausgestattet an Gemüth, Geist und Edelsinn, muthwillig und manchmal ausgelassen, wie es bei seinem regen Blut nicht anders sein kann, doch immer herzlich und gut und von einer Reinheit, wovon ich, aus einem verderbten Zeitalter herstammend, das Räthsel noch nicht zu lösen vermag.“

In neun Jahren war Gneisenau vom Hauptmann zum General der Infanterie, von einem in den mäßigsten Vermögensverhältnissen lebenden Landedelmanne zum großen Grundbesitzer emporgestiegen. Er theilte jetzt das Jahr zwischen dem Leben in der Residenz als der vornehmste Militär, mitarbeitend an der Gesetzgebung, und dem Leben auf dem von der Natur prächtig geschmückten Landsitze im Kreise einer geliebten Familie. Wer sollte das Glück seines Lebensabends nicht preisen? Er selbst schreibt, da er seinen siebenzigsten Geburtstag

gefeiert hat, an Gröben (den 10. Nov. 1829): „Wenn ich mein langes Leben übersehe und die Wohlthaten überzähle, die mir unverdient von Gott geworden, und welche treue Freunde er mir hat zugewendet, . . . so ist mein Herz mit Dank erfüllt gegen denjenigen, von dem mir alles dieses geworden. Mein ganzes Leben erscheint mir als ein Wunder. Wie ich als mutterloser, von meinem Vater, der auf Abentheuer in der Welt herumirrte, nicht unterstützter Knabe barfuß in die Schule ging, nachher von meinen Großeltern aus dieser Dürftigkeit befreit wurde, aber von Jesuiten und Franziskaner=Mönchen nur einen geistig dürftigen und abergläubigen Unterricht erhielt, dagegen von einem ehemaligen protestantischen Prediger Bücher besserer Art erhielt, die das Bedürfniß besserer Lectüre in mir erregten; wie ich späterhin mein kleines großmütterliches Erbe verschwendete und in die peinlichsten Verlegenheiten gerieth, wie ich mich aus allen Verirrungen glücklich retten konnte, oder vielmehr durch höhere Hand gerettet wurde, dies Alles muß mir als ein Wunder erscheinen. Wie der König mich unter so vielen andern, die höher standen als ich, gerade mich zum Befehl in Colberg ernannte, mich fortwährend erhob, mir in unsern Feldzügen durch seine Aufträge Beweise eines hohen Vertrauens gab, alles das begreife ich nicht. Meinem Erstaunen darüber kommt nur meine Dankbarkeit gleich.“ Als Gräfin Reden von Würzburg aus, wo Gneisenau seine Jugend verlebte, ihm schrieb, daß sie sein großväterliches Haus aufgesucht habe, wurden fröhliche und traurige Erinnerungen wieder lebendig. Er gedenkt des protestantischen Pfarrers Herwig, welcher in ihm durch Einführung in den Homer die Liebe zu literarischen Beschäftigungen erweckte; die Stadt ist ihm noch wohl bekannt. Deutlich kann er sich des kleinen Hauses erinnern, das seiner Tante gehörte, und das er manchmal, wenn auch nur selten, besuchen durfte. „Da schwelgte ich denn in dem Anblick der Beste, des Leistenberges, der Kugel, des Flusses, der Schiffe, und sehnsuchtsvoll blickte ich stromabwärts im Geist nach Amerika und Indien, in Träumen von Colonisation, Städtegründung und Kriegsführen versunken.“

Es war Gneisenau nicht vergömt, im Frieden und inmitten der Seinigen sein Auge zu schließen. Mitten im Getümmel des siebenjährigen Krieges hatte Gneisenau das Licht der Welt erblickt, und im Feldlager sollte ihn die Sterbestunde ereilen. Der polnische Aufstand vom Jahre 1830 zwang die preußische Regierung zur Aufstellung eines Beobachtungscorps. Das Commando erhielt Gneisenau. Jetzt wo die Aussicht zu neuen Thaten für ihn gekommen schien, war bei ihm keine Rede mehr von zu hohem Alter und abnehmendem Gedächtniß. Er faßte nicht nur das augenblickliche Commando gegen Polen, sondern auch das zukünftige gegen Frankreich ins Auge. Sein Plan war, Preußen sollte thätig in Polen eingreifen und die Empörung unterdrücken helfen. Diese Maß-

regel sei sehr geeignet, die Russen zu Preußens dankbaren Verbündeten zu machen für den bevorstehenden Krieg mit Frankreich. Mit ihnen zusammen würden dann die Preußen jenseits des Rheins mit Uebermacht erscheinen, wohlgerüstet und durch eine Vorschule an Kriegs-Erfahrung bereichert. Sein Interesse an den auswärtigen Verwicklungen tritt in seinen Briefen stark hervor. Namentlich beschäftigt ihn Frankreich. „Usurpator gegen Usurpator,“ schreibt er an Clausenitz (7. Decbr. 1830), „so ist mir der junge Napoleon (II.) lieber als König Philipp. Das allerbeste wäre, daß wir zwei französische Reiche stiften könnten, ein nördliches und ein südliches, jenes für Napoleon II., ein südliches für Heinrich von Bourbon, oder meinetwegen für den König Philipp. Da wären wir eines starken Nachbars los. Die Moral könnte hiergegen Nichts einwenden, und am Ende ist es meine Moral, dem König und Preußen glücklich zu dienen.“

Daß die Bildung eines ganz unabhängigen Königreichs Polen, für welche ja der deutsche Liberalismus schwärmte, die größten Gefahren für Deutschland im Gefolge gehabt hätte, erkannte er klar. „Die Polen würden sofort Westpreußen mit Danzig von uns zurückzuerhalten streben und später dann auch Galizien, und gelänge dieses z. B. während eines Krieges mit Frankreich durch Unglücksfälle, die doch auch nicht im Reiche der Unmöglichkeiten liegen, so hätten wir stets Kriege in unserem Lande oder in unserer Nachbarschaft zu gewärtigen, ein Zustand, der uns bald eine politische Schwindsucht zuziehen würde.“ (An Gibsone, Posen, den 24. April 1831.)

Auch der Verfassungsfrage in Preußen wendete er seine Aufmerksamkeit jetzt wieder zu. In einem Briefe an Stein (Posen, d. 11. Mai 1831) spricht er sich nochmals gegen die Centralrepräsentation aus, ehe das Volk nicht für das öffentliche Staatsleben besser ausgebildet worden sei. Er berührt dabei das Wahlgesetz, als die Hauptsache der Verfassung. „Das französische ist schlecht, das englische noch schlechter. Bloß nach dem Steuer-Ertrag das Wahlrecht und die Wählbarkeit abzuschätzen, verleiht dem Reichthum und der Wohlhabenheit einen zu großen Einfluß und wird immer die Proletarier in Vereitschaft zur Empörung setzen. Viel gerechter ist es, die Repräsentation nach Ständen zu ordnen: Standesherrn, Adel, Bürgerthum und Bauernstand, und eine solche Verfassung hat einen alten germanischen Charakter.“

Als das Trauerspiel in Polen sich seinem Ende nahte, der Sieg der Russen entschieden war, und dieser Sieg keine Gefahr für das benachbarte Preußen in sich zu bergen schien, schrieb Gneisenau an General Krauseneck (19. Mai 1831), „So viel haben wir aus diesem Kriege gelernt, daß alle die Besorgnisse, die man aus der Größe der russischen Macht schöpfen wollte, nichtig sind, sie, die Russen sind für uns sehr nützliche Bundesgenossen und nicht zu fürchtende Feinde;

darum mögen wir getroßt mit ihnen im Bündniß bleiben, 200 000 Mann ihrer Truppen werden in einem Kriege gegen Frankreich uns nützliche Dienste leisten und früher oder später bricht dieser Krieg dennoch aus.“

Länger als man Anfangs erwartet, hatte sich der Krieg in die Länge gezogen. Aber der Feldmarschall wußte den Offizieren seines Hauptquartiers in seiner leutseligen und geistig anregenden Weise den Aufenthalt in Posen zu verkürzen. Clausewitz in seinen Briefen, Brandt und Rhaden in ihren Memoiren haben mancherlei über jene Zeit aufbewahrt. Mit Liebe und Ehrfurcht haben sie alle Gneisenaus gedacht.

Endlich sollte auch für ihn die letzte Stunde schlagen. Als während des polnischen Revolutionskriegs die Cholera sich der preussischen Grenze näherte, hatte Gneisenau an seine Gemahlin geschrieben: „Wenn mir die Wahl gelassen wäre, welcher Todesart ich sterben wolle, so würde ich mir, nächst einer Kanonenkugel oder einem sanften Schlagfluß die Cholera wählen. Wenn man 71 Jahre alt geworden ist, die geistige und die körperliche Kraft sich gemindert haben und Erfreuliches nicht mehr zu erwarten ist, oder wenigstens nicht viel mehr, jedann kann man wohl wie ich, mit Ruhe, in Hinsicht auf sich selbst, inmitten der Seuche diese mit Gleichgültigkeit betrachten und seine Besorgnisse nur den andern Bedrohten widmen.“ In der Nacht vom 22. zum 23. August ergriff ihn die Krankheit. Nachdem er ohnmächtig zusammengestürzt war, brachte man ihn zu Bett. Der Arzt wurde geholt. Clausewitz und die nächste Umgebung umstanden das Lager. Gneisenau hatte das Bewußtsein wieder erlangt, sprach und scherzte und meinte mit Hinblick auf Diebitsch, welcher derselben Seuche erlegen war, nun wird man die Cholera wohl die Feldmarschallskrankheit nennen. Allmählich wurde er müde, die Ohnmachten wiederholten sich: gegen 12 Uhr ging er ohne Leiden zur ewigen Ruhe ein.

In einer Redoute nahe dem katholischen Kirchhofe in Posen, zwischen Gräbern und Zeichen der Andacht, zwischen Kanonen und Brustwehren fand der Mann, der durch und durch Soldat war und dabei ein wahrhaft frommes Gemüth besaß, eine passende erste Ruhestatt. Erst 1841 wurde der Sarkophag nach Sommerschenburg übergeführt und hier erschien König Friedrich Wilhelm IV. mit seinen Brüdern, um am Gedenktage von Belle-Alliance der feierlichen Beisetzung und der Enthüllung des von der Armee errichteten Denkmals beizuwohnen und den Manen des großen Todten die schuldige Ehre zu erweisen.

